

*Gott hat etwas aus uns gemacht: Wir sind sein Werk, durch
Jesus Christus neu geschaffen, um Gutes zu tun. Damit erfüllen wir nur,
was Gott schon im Voraus für uns vorbereitet hat.*

Epheser 2,10

Vorwort

Der größte Teil dieses Romans ist rein fiktiv, obwohl durchgehend historische Ereignisse und Personen in den Roman eingeflochten sind. Zum Beispiel gibt es in Nashville tatsächlich ein *Belmont Mansion*. Dieses eindrucksvolle Haus wurde 1853 erbaut und steht heute noch. Mrs Adelia Acken, eine Person in meinem Roman, ist die dynamische Frau, die dort lebte und ihrer Zeit weit voraus war.

Neben Adelia Acken wurde ich bei vielen anderen Personen, die in diesem Roman vorkommen, von Menschen inspiriert, die in jener Zeit gelebt haben. Menschen, die auf *Belmont* arbeiteten und die dort Gäste waren. Aber der Charakter und die Handlungen dieser Personen, wie sie in meinem Roman beschrieben werden, wurden von mir frei erfunden und sollten auch in diesem Sinne verstanden werden.

Als ich *Belmont Mansion* zum ersten Mal betrat und von Adelia und ihrer außergewöhnlichen Persönlichkeit und ihrem beeindruckenden Leben erfuhr, wusste ich, dass ich eine Geschichte schreiben wollte, in der sie, ihr faszinierendes Zuhause und diese prägende Zeit der amerikanischen Geschichte vorkommen. Nachdem ich zwei Jahre lang recherchiert und geschrieben habe, stellt dieser Roman jetzt die Verwirklichung dieses Traums dar. Ich lade Sie ein, mich zu begleiten und mit mir wieder einmal die Tür zur Geschichte zu öffnen und in eine andere Zeit und an einen anderen Ort einzutauchen. Danke, dass Sie mir *Ihre* Zeit anvertrauen. Das ist ein kostbares Geschenk, das ich sehr schätze und nie als selbstverständlich betrachte.

Danke, dass Sie sich mit mir wieder auf eine Reise begeben.
Tamera

Französisches Stadtviertel, New Orleans, Louisiana

7. September 1866

Claire Laurent betrachtete die Leinwand auf der Staffelei vor sich und obwohl *Meisterwerk* zu hoch gegriffen wäre, um das Bild zu beschreiben, wusste sie doch, dass es ihr bislang bestes Gemälde war. Warum war sie dann so enttäuscht? Weil es ein gemeiner Betrug war und unter ihren Reifröcken und Spitzen winzige Schweißperlen über ihre Haut liefen. Während sie mit einer Hand durch ihre Locken fuhr und mit der anderen den mit Farbe getränkten Pinsel in einen Becher Terpentin tauchte, wusste sie ganz genau, was der Grund für ihre Enttäuschung war. Dieses Wissen verstärkte ihre Schuldgefühle noch mehr.

Ihr Blick wanderte zur rechten unteren Ecke der Leinwand, zu der Stelle, die für die Signatur des Künstlers reserviert war. Sie hatte sich noch nicht überwinden können, dieses Bild zu signieren. Nicht mit *diesem* Namen. Denn von allen Landschaftsbildern, Stilleben und Porträts, die sie gemalt hatte, hatte sie bei keinem das Gefühl gehabt, es wäre ihres.

Bis zu diesem Bild.

Ein Windhauch, feucht und schwer mit der untrüglichen Ankündigung von Regen, wehte durch das offene Fenster in ihr Zimmer im ersten Stock. Sie warf einen Blick aus dem Fenster über die Stadt und atmete die salzige Luft ein, die vom Golf herübergeweht wurde. Sie betrachtete das Vieux Carré unter sich, den Alten Platz, den sie schon so oft gemalt hatte, dass sie die Augen schließen und trotzdem jedes Detail sehen konnte: die pastellfarbenen Gebäude, die sich dicht nebeneinanderdrängten und die engen Straßen säumten, während ihre Balkone aus kunstvollem, schwarzem Schmiedeeisen mit leuchtenden Blüten in den Farben des Spätsommers wie hängende Körbe an den Häusern prangten. Diese Kombination verlieh diesem Stadtteil einen Charme und eine Schönheit, die einzigartig waren.

Kein Wunder, dass sie sich so schnell in New Orleans verliebt hatte, auch wenn die letzten Monate sehr schwer gewesen waren.

Das gleichmäßige Ticken der Uhr auf dem Kaminsims machte ihr bewusst, dass die Sekunden verstrichen. Sie atmete langsam aus. Dann erhob sie sich von ihrem Hocker und streckte sich. Sie merkte, dass sie an den letzten Tagen zu spät schlafen gegangen und zu früh aufgestanden war, aber das hatte sich nicht vermeiden lassen. Um dieses Gemälde fertigzustellen, hatte sie länger gebraucht, als sie angenommen hatte.

Viel länger, wie ihr Vater sie immer wieder erinnerte.

Es war schon fast halb drei und sie musste „die Galerie spätestens um drei Uhr verlassen“, hatte ihr Vater verlangt. Sie wusste, dass sie sich von seiner Forderung nicht beirren lassen sollte. Es war nicht das erste Mal, dass er von ihr verlangte fortzugehen, während er mit Kunden der Galerie „sprach“. Es war auch nicht so, dass sie nicht gewusst hätte, was er in dieser Zeit machte. Woraus ihr Familienunternehmen bestand.

Seine zunehmende Gereiztheit in den letzten Wochen hatte ihre Einstellung ihm gegenüber auch nicht verbessert. Obwohl er bestimmt kein sanfter Mann war, hatte er trotzdem normalerweise keine so scharfe Zunge. Aber in den letzten Tagen war schon mancher Blick von ihm messerscharf gewesen.

„Claire Elise? *Où es-tu?*“

Sie erstarrte, als sie seine Stimme hörte. „*Oui*, Papa. Ich bin hier oben.“

Sie warf einen Blick auf die Leinwand hinter sich und rang mit dem lächerlichen Wunsch, sie zu verstecken. Irgendwie wollte sie nicht, dass er das Bild sah. Noch nicht. Wenn es nach ihr gegangen wäre, würde er es überhaupt nicht sehen. Vielleicht könnte sie ihm erzählen, dass es noch nicht fertig sei. Aber ihr Vater brauchte nur einen einzigen Blick auf sie zu werfen und wusste die Wahrheit. Sich zu verstellen und zu lügen war eine Kunst, die sie noch nie beherrscht hatte. Im Gegensatz zu ihm.

Die eiligen Schritte auf der Treppe verrieten ihr, dass sie nicht genug Zeit hatte, um das Gemälde hinter dem Kleiderschrank zu verstecken. Ein Tuch darüberzuwerfen kam nicht infrage, da die letzten Pinselstriche erst wenige Minuten alt waren. Vielleicht würde er ihr erlauben, das Bild zu behalten, wenn sie ihm erklärte, wie viel dieses spezielle Gemälde ihr bedeutete.

Aber sie hatte das Gefühl, dass ein solches Gespräch ähnlich verlaufen würde wie das Gespräch vor einem halben Jahr nach dem Tod ihrer Mutter, als sie ihm so deutlich, wie sie es gewagt hatte, erklärt hatte, dass sie nicht mehr „so“ malen wollte. Ihr Vater hatte sie nie geschlagen, aber in diesem Moment hatte sie gespürt, dass er das am liebsten getan hätte. Sie hatte es nicht gewagt, das Thema noch einmal anzusprechen.

Bis jetzt.

„Ah ...“ Er blieb an der Tür hinter ihr stehen. „Endlich. Bist du endlich fertig?“

Sein Tonfall war weniger scharf als am Morgen und verleitete sie zu der Hoffnung, dass sich seine Stimmung gebessert haben könnte. „Ja ... ich bin fertig.“ Sie wappnete sich gegen seine Reaktion und seine harsche Kritik und trat zur Seite. Ihre Nerven und ihr ganzer Körper waren angespannt.

Er starrte das Bild an. Dann blinzelte er. Einmal, zweimal. „*Jardins de Versailles*. Schon wieder.“ Ein Muskel an seinem Kinn zuckte. „Das ist nicht das Bild, das wir besprochen haben.“ Er schaute sie an, dann wanderte sein Blick wieder zur Leinwand. Seine konzentrierte Miene verriet, dass er das Bild streng begutachtete. „Aber ... es zeigt *eine gewisse* Verbesserung.“

Claire spürte, wie ihre Nerven sich bei dem leisen Hauch eines Lobes entspannten. Bis sie es sah ...

Dieses bekannte Funkeln in seinen Augen. Ihr Vater schätzte Kunst. Auf seine Weise. Aber in seinem Herzen war er Geschäftsmann. Sein Stolz auf ihr künstlerisches Talent blieb im Wettstreit mit dem Profit, den er durch den Verkauf ihrer Bilder zu machen hoffte, hoffnungslos auf der Strecke.

Ihre Bilder ...

Die Ironie dieses Gedankens drückte wie ein schwerer Stein auf ihre Brust, ließ aber einen unerwarteten – und gefährlichen – Anflug von Mut in ihr aufkeimen. „Papa, ich ...“ Die Worte blieben ihr im Halse stecken, da ihre Kehle wie zugeschnürt war. Dabei schaute er sie noch nicht einmal an. „Ich muss mit dir über etwas sprechen. Über etwas, das für mich sehr wichtig ist. Ich weiß, dass du nicht ...“

Seine Hand fuhr in die Höhe, woraufhin sie erschrocken zusammenzuckte.

Aber er schien ihre Reaktion gar nicht zu bemerken. „Das ist nicht das Landschaftsbild, das du dieses Mal malen solltest. Es ist auch nicht so, wie ich es dem Kunden beschrieben habe, aber ...“ Er betrachtete ihre Wiedergabe des Palastes von Louis XIV und der umliegenden Gärten und stieß dann einen theatralischen Seufzer aus. „Da uns keine Zeit bleibt und da dieser Kunde unbedingt einen François-Narcisse Brissaud besitzen will, muss das genügen.“ Er nickte kurz, als ringe er selbst in diesem Moment mit seiner Entscheidung.

„Ja. Ich bin sicher, dass ich ihn vom Wert dieses Bildes überzeugen kann.“ Er grinste höhnisch. „Schließlich schicken die größeren Pariser Galerien öfter das falsche Bild. Aber das nächste Mal, Claire ...“, er schaute mit strengem Blick auf sie hinab, „... musst du bis ins kleinste Detail das Bild malen, auf das wir uns geeinigt haben.“

Claire schaute ihn fragend an. Seine Worte schmerzten sie in vielerlei Hinsicht. Aber am meisten störte sie eines. „Du hast schon einen Käufer für dieses Bild? Obwohl er es noch gar nicht *gesehen* hat?“

Ein befriedigtes Lächeln zuckte um seinen Mund, als sein Blick zu ihrem Bild zurückwanderte. „Ich habe dir doch gesagt, dass es dazu kommen würde. Es spricht sich herum. Nach zwei Jahren unermüdlicher Arbeit bekommt unsere bescheidene kleine Galerie endlich die Anerkennung in dieser Stadt, die sie verdient. Und auch das Vertrauen unserer Kunden, wie ich es vorhergesehen hatte. Das alles brauchte nur seine Zeit. Und *mein* Verhandlungsgeschick. Obwohl ich zugeben muss, wenn ich deine Mischung aus helleren und dunkleren Schattierungen sehe und wie du die Farben im Garten dieses Mal ineinander übergehen lässt, dass du dir meinen Rat zu Herzen genommen hast.“

Claire erwiderte nichts, da sie gelernt hatte, dass sie am besten schwieg, wenn er davon sprach, dass sie seinen Rat befolgen sollte.

Seine Miene wurde versöhnlicher. „Wenn ich näher herangehe ...“, er tat, was er sagte, „... bin ich fast sicher, dass ich einen Hauch von Fliederduft in der warmen Mittagssonne rieche.“

Er erstarrte. Ihre Augen folgten seinem Blick zur linken unteren Ecke des Bildes. Das Detail war unauffällig und so subtil, dass man es leicht übersah, wenn man nicht genau hinschaute. Deshalb überraschte es sie nicht, dass er so lang gebraucht hatte, um es zu bemerken.

„Abella.“ Seine Stimme war kaum hörbar, und der Name ihrer Mutter auf seinen Lippen klang mehr nach einem Gebet als alles andere,

was Claire je aus seinem Mund gehört hatte. Nicht dass sie schon viele Gebete gehört hätte und ganz bestimmt nicht von ihm. „Du hast sie gemalt“, flüsterte er.

Tränen brannten in Claires Augen. Sie war erschüttert, weil seine Stimme plötzlich leiser geworden war und gestockt hatte und weil sie die Frau in dem Bild so sehr vermisste. Sie hatte ihre *Maman* barfüßig auf dem gepflasterten Weg gemalt, halb hinter einem Fliederbusch versteckt und mit einem Blumenkorb am Arm. Ihr Kinn war leicht gehoben, als suche sie jemanden. Ihre langen, kastanienbraunen Locken, die sich in Claires eigenen Haaren widerspiegelten, bewegten sich im leichten Wind.

Claire starrte das Bild ihrer Mutter an, bis die zarten Pinselstriche in einem Farbenmeer verschwammen. Zehn Jahre waren seit jenem Nachmittag in Versailles vergangen, seit ihrem letzten Besuch im Palastgarten, bevor sie Paris und Frankreich für immer verlassen hatten. Sie war damals neun gewesen, aber die Erinnerungen an Nachmittage, die sie dort mit ihren Eltern verbracht hatte – als sie mit ihnen durch die Gärten geschlendert war und kindlichen Träumen nachgegangen hatte, wie es wohl wäre, in einem solchen Palast zu leben –, hatten sich tief in ihr eingegraben und waren in ihren Sinnen immer noch sehr lebendig. Die Luft hatte nach Blumen geduftet, die Sinfonie der Natur im Rascheln der Bäume, das atemberaubende Farbenmeer – jedes Detail hatte sie für immer in ihrem Gedächtnis bewahrt.

Die Erinnerungen an diese Tage gehörten zu den glücklichsten ihres Lebens. Und die Erinnerungen an das letzte halbe Jahr waren mit Abstand die traurigsten ihres Lebens.

Sie hatte gedacht, sie wäre auf den Tod ihrer Mutter vorbereitet. Über ein Jahr lang hatte sie zusehen müssen, wie die Krankheit sie innerlich auffraß. Und obwohl es eine Erleichterung für sie war, dass ihre Mutter jetzt nicht mehr leiden musste, gab es Tage, an denen eine düstere, dunkle, gähnende Leere so tief und bodenlos in ihr herrschte, dass sie fürchtete, sie würde sie völlig verschlingen.

„Sie war so schön.“ Die Stimme ihres Vaters zitterte und klang viel erschöpfter, als es seine zweiundvierzig Jahre vermuten ließen. Er hob die Hand, als wollte er das Bild berühren, doch dann hielt er inne. Seine Hand zitterte.

Claire schaute ihn genauer an. Die Schatten unter seinen Augen ...

Wie lang waren sie schon da? Und die Falten auf seiner Stirn. Hatte vielleicht die Reue sie in seine Stirn gegraben? Bestimmt große Sorgen. Aber worum sorgte er sich? Dass er die Miete wieder nicht pünktlich zahlen konnte? Dass er die teuren Kunstwerke, die er auf Kredit gekauft hatte, was sie für falsch hielt, noch nicht verkauft hatte?

Sie schaute das Bild wieder an. „Ich hatte nicht vor, sie in dem Bild zu malen, Papa. Sie ist einfach aus meiner Pinselspitze aufgetaucht.“

Er schwieg einen langen Moment. Dann atmete er lange und langsam aus. „Die Aussage eines Gemäldes muss zuerst im Herzen des Künstlers geboren werden, bevor sie auf der Leinwand zum Leben erwachen kann.“

Claire spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Diese Worte waren die erste Lektion ihrer Mutter gewesen. In einer längst vergangenen Zeit. Sie konnte kaum glauben, dass er sich noch daran erinnerte. Sie hingegen erinnerte sich an alles, was ihre Mutter sie gelehrt hatte. Wenn sie nur Abella Laurents Begabung geerbt hätte! Ihre Mutter hatte behauptet, dass sie sie geerbt hätte. Und sogar noch viel mehr Talent besäße als sie selbst. Aber ihr Vater stellte immer wieder klar, dass dem nicht so war.

Er sagte es natürlich nie direkt: dass nichts, was sie machte, je gut genug wäre. Aber sie wusste trotzdem, dass er das dachte. Sie hörte es aus dem heraus, was er nicht sagte.

Die Hand ihres Vaters bewegte sich langsam und in einem kurzen Tagtraum stellte sich Claire vor, er würde ihre Wange streicheln, wie sie sich das immer von ihm gewünscht hatte. Ihre Mutter hatte gesagt, dass er das früher getan habe, aber so weit zurück reichte Claires Erinnerung nicht. Sie hielt den Atem an und fühlte sich gar nicht mehr erwachsen, sondern viel mehr wie ein einsames Kind.

Er wandte sich ab. „Ich vermisse sie auch“, flüsterte er. „Glaube nie, ich würde sie nicht vermissen.“

Claire kam sich töricht vor und sagte sich, dass sie es hätte besser wissen müssen. Sie senkte den Kopf, um ihren Schmerz zu verbergen. „Das glaube ich auch nicht, Papa.“

In früheren Jahren hatte es Zeiten gegeben, in denen sie die Liebe zwischen ihren Eltern infrage gestellt hatte. Hauptsächlich die Liebe ihres Vaters zu ihrer Mutter. Besonders in ihren letzten Tagen, als immer offensichtlicher geworden war, dass die Medikamente nicht halfen und

dass die Ärzte die Hoffnung aufgegeben hatten. Damals hatte Claire ihn angefleht, ihre Mutter in ein Sanatorium zu schicken. „Leute wie *Maman* gehen dorthin und einige von ihnen werden wieder gesund“, hatte sie zu ihm gesagt. Aber er hatte mit einem Wutanfall reagiert. „Diese Sanatorien kosten Geld, Claire Elise! Geld, das wir nicht haben. Es sei denn, du kannst an ihrer Stelle malen. Schneller und besser, als du bis jetzt malst.“

Und so hatte sie monatelang Tag und Nacht gearbeitet und sich um ihre Mutter gekümmert, während ihre Mutter sie weiterhin unterwies – wie immer, seit Claire ein kleines Mädchen gewesen war. Manchmal vom Bett aus, wenn sie zu schwach war, um zu sitzen oder zu stehen. Aber am Ende hatte Papa sich trotzdem nicht umstimmen lassen, so sehr Claire ihn auch angefleht und soviel sie auch gemalt hatte. Schließlich war ihre Mutter hier in diesem Zimmer gestorben.

Ihr Vater räusperte sich. „Zu deinem Glück hat Brissaud bei den siebzehn Bildern, auf denen er die *Jardins de Versailles* gemalt hat, jedes Mal ein anderes Detail eingebaut.“

Claire nickte, da ihr das sehr wohl bewusst war. Ihr war auch bewusst, dass jedes der siebzehn Originalbilder der *Jardins de Versailles* – plus die vier, die sie vor diesem Bild gemalt hatte – im Umlauf waren. Falls je jemand eine Gelegenheit fand, diesen vier, bald fünf, stolzen Besitzern eines „Originals“ von François-Narcisse Brissaud, die sie in der Galerie für europäische Meisterwerke in New Orleans gekauft hatten, Details über die anderen siebzehn Gemälde zu verraten ...

Ihr Vater deutete zur Uhr auf dem Kaminsims und warf ihr einen vielsagenden Blick zu, bevor er wieder die Treppe hinabging.

Claire holte ihre Handtasche und wollte ihm folgen, doch dann warf sie noch einmal einen Blick auf das Bild hinter sich. Ohne über die Konsequenzen nachzudenken, nahm sie einen Pinsel, tauchte ihn in die Farbe und signierte das Porträt mit *ihrem* Namen, auch wenn ihre Hand dabei zitterte. Sie würde das später ändern müssen, das wusste sie.

Aber im Moment gab es ihr ein gutes Gefühl, ihren Namen auf etwas zu sehen, auf das sie so stolz war. Ein wenig Genugtuung verschaffte ihr auch das Wissen, dass es Papa nicht gefallen würde. Es fühlte sich sogar ein wenig rebellisch an.

Während sie durch die Küche ging, sah sie, dass die Tür offen stand,

die in die Kunstgalerie führte. Das erlaubte Papa nie. Wenn man durch diese Tür trat, war es, als würde man eine andere Welt betreten. Weiße Teppiche und Messingkronleuchter, Ölgemälde und Skulpturen, burgunderrote Seidentapeten an den Wänden, die zu den Samtstoffen passten, die auf den Tischen lagen. Alles war auf Kredit gekauft worden, als sie vor zwei Jahren in dieses Gebäude gezogen waren, mit der Absicht, eine Atmosphäre aus Wohlstand und Luxus zu schaffen, auch wenn diese Fassade wackelig und sehr dünn war.

Claire wurde wieder mit dem krassen Unterschied zwischen der Galerie und der Wohnung konfrontiert und blieb an der Hintertür stehen. Mit der Hand auf dem Türgriff nahm sie ihren ganzen Mut zusammen. „Papa ... wegen des Bildes, das ich heute fertig gemalt habe. Ich würde gern mit dir darüber reden, ob wir es nicht behalten ...“

„Nein. Kommt nicht infrage!“

Eine unerwartete Hitze schoss in ihre Brust. „Aber dieses Bild ist etwas Besonderes. Wenigstens für *mich*. Ich male ein anderes, schneller und genau so, wie du es mir vorgibst. Was du ...“

„Die Antwort ist *Nein!*“ Zorn lag in seiner Stimme. „Das Bild ist bereits verkauft.“

„Aber darin ist *Maman*.“

„Wir brauchen das Geld, Claire Elise! Unsere Gläubiger warten auf ihr Geld und dein Trödeln kommt mich teuer zu stehen. Wieder einmal.“

Obwohl sie wusste, dass sie sich auf gefährlichem Terrain bewegte, wagte sie einen weiteren Vorstoß. „Ich habe noch ein Bild, Papa. Eines von mir, das ich dir noch nicht gezeigt habe. Vielleicht möchte der Kunde ...“

„Er will einen Brissaud! Habe ich dir das nicht klargemacht?“ Sein Hals bekam vor Wut rote Flecken. „Unsere Kunden interessieren sich nicht für die harmlosen, nichtssagenden Bildchen einer...“ Als höre er selbst, wie harsch und beißend sein Tonfall war, atmete er aus und schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid, Claire. Aber das Bild ist verkauft. Es gibt nichts mehr zu diskutieren. Irgendwann können wir vielleicht deine eigenen Bilder verkaufen. Aber bis jetzt fehlt deinem Talent einfach jede ... Einzigartigkeit. Ein Talent zu entwickeln kostet Zeit. Für dich ist es vorerst am besten, wenn du weiterhin andere Bilder kopierst. Das machst du ganz gut.“

Bitterkeit brannte in ihrem Mund und Claire fühlte einen unerwarteten Schmerz tief in ihrem Inneren. Sie wollte etwas erwidern, aber sie wollte nicht noch mehr weinen. Und wenn sie jetzt ihren Mund aufmachte ...

„Du musst das verstehen.“ Er schloss die Augen. „Darauf arbeiten wir seit Jahren hin. Darauf, eine eigene Galerie zu besitzen, uns einen Namen zu machen.“

„Ja, Papa. Einen Namen. Aber *unseren* Namen. *Unsere* Bilder. Nicht die von jemand anderem, die wir ...“

„Denk an deine Mutter und wie schwer sie gearbeitet hat. Für uns als Familie. Für *dich*.“

Seine Miene spiegelte eine Zärtlichkeit wider, die Claire kaum wiedererkannte und der sie nicht ganz traute.

„Deine *Maman* hat so viel geopfert, um dir dieses Talent zu geben, Claire. Und um dir ein besseres Leben in Amerika zu ermöglichen. Warum, glaubst du, sind wir hierhergekommen? Warum, glaubst du, haben wir die ganzen Jahre so viel gearbeitet? Es war alles für dich ...“

Das hatte sie alles schon gehört und obwohl sie für alles dankbar war, was ihre Mutter – und ihr Vater – ihr ermöglicht hatten, wusste sie auch, dass ihre Bemühungen nicht *nur* Claires Wohl im Blick gehabt hatten. Sondern seines. Das hatte ihre Mutter ihr verraten. Ihre Mutter hatte in ihren letzten Tagen sehr viel gesagt. Ob dabei die starken Schmerzmittel aus ihr gesprochen hatten oder ob endlich die Wahrheit ans Licht gekommen war, wusste Claire nicht genau.

Aber sie wollte glauben, dass ihr Vater ihr Bestes wollte. Immerhin war er ihr *Papa*.

Während sie zu ihm hinaufschaute und seine angespannten Schultern, seine eiserne Entschlossenheit sah, spürte sie, wie alle Widerstandskraft aus ihr wich. Sie öffnete die Tür, bevor ihr noch etwas einfiel und sie ihm die Hand hinhielt. Sie fühlte sich wie eine Bettlerin und verabscheute ihn deshalb nur noch mehr.

Ihr Vater drückte ihr drei Münzen in die Hand. Eine mehr als üblich. Sie drehte sich ohne ein *Danke* oder ein *Adieu* um.

„Genieß deine Zeit im Café, aber bleib nicht zu lange fort. Auf uns wartet heute Abend noch Arbeit.“ Sein Tonfall war fröhlicher geworden. Das war immer so, wenn sie nachgab. „Und vergiss nicht, Onkel Antoine und mir etwas Süßes mitzubringen.“

Claire stockte in ihren Schritten. „Onkel Antoine ist wieder da?“

Er nickte, als wäre diese Information unbedeutend, obwohl er ganz genau wusste, dass dem nicht so war. „Er wird bald kommen, um mir zu helfen. Ich werde ihn bitten zu bleiben, damit du ihm Hallo sagen kannst, falls er Zeit hat. Aber jetzt beeil dich.“ Er winkte schnell. „Überlass das Geschäftliche uns. Das können *wir* besser.“



Claire bahnte sich einen Weg über die gepflasterte Straße und vergrub den Schmerz wie immer tief in sich. Sie wich Wagen und Kutschen aus, die quietschend an ihr vorbeifuhren, und hoffte, sie würde ihr Ziel erreichen, bevor der Himmel seine stahlgraue Drohung wahr machte und seine Schleusen öffnete.

Sie wohnten seit zwei Jahren in New Orleans. So lange hatten sie vorher noch nie am gleichen Ort gewohnt, seit sie in Amerika waren, und sie hatte endlich das Gefühl, hier zu Hause zu sein. Das bedeutete, dass sie wahrscheinlich bald wieder weiterziehen würden. Allein der Gedanke, schon wieder umzuziehen, weckte ein starkes Grauen in ihr.

Onkel Antoine hatte ihr versprochen, dass er das nicht wieder zuließe, dass er es ihrem Vater ausreden würde, wenn er wieder auf diese Idee käme. Aber sie wusste nur zu gut, wie starrköpfig Papa sein konnte.

Onkel Antoine.

Sie spürte, wie ein Teil ihrer Angst verschwand, während sie wartete, bis eine Kutsche vorbeigefahren war, bevor sie die Straße überquerte. Onkel Antoine verstand es, die Spannung zwischen ihr und Papa zu vertreiben.

Antoine DePaul war fast so alt wie ihr Vater und mit ihr genauso wenig verwandt wie sie mit Louis XIV, aber sie liebte ihn, als gehöre er zur Familie. Er war häufig auf Reisen. Seine Geschäfte hatten ihn vor über einem Monat zurück in den Norden gerufen. Eine lange Zeit. Sie konnte es kaum erwarten zu sehen, welche Modestiefel er sich wieder gekauft hatte. Krokodillederstiefel waren sein Markenzeichen, aber bei seiner letzten Fahrt nach New York hatte er Strauß und Anaconda gekauft. Nur Onkel Antoine ...

Als sie um die nächste Ecke bog, atmete sie tief ein und wurde nicht enttäuscht. Der tröstende Duft von Hefebeignets und Zichorienkaffee

weckte angenehme Erinnerungen an das Zuhause ihrer Kindheit, und das, obwohl das *Café du Monde* noch ein ganzes Stück entfernt war.

Ihre Stimmung besserte sich wie immer, wenn sie sich aus dem Haus wagte und spazieren ging und damit von der Galerie fort war.

Sie erinnerte sich an ihre erste Begegnung mit Antoine DePaul: in New York City bei ihrer Ankunft in Amerika vor zehn Jahren. Sie hatte ihn für groß und eindrucksvoll gehalten. Er brachte sie zum Lachen, ohne dass er viel tun musste. Es war wirklich ein großes Glück gewesen, dass sie ihn so bald nach ihrer Ankunft in diesem neuen Land getroffen hatten. Er war selbst erst kurz vorher aus Frankreich nach Amerika gekommen. „Eine kleine Welt, selbst in dieser großen neuen Welt“, hatte Papa gesagt. Onkel Antoine war selbst ebenfalls ein erfahrener Kunsthändler und besaß einen Charme, der Kunden und weibliche Bewunderer in Scharen anzuziehen schien. Er war bald Geschäftspartner ihres Vaters geworden.

Und schließlich fast ein Familienmitglied.

Mit einem lauten Donnerkrachen öffnete der graue Himmel seine Schleusentore. Claire rettete sich, so schnell sie konnte, unter die gestreifte Markise des Cafés. Sie fühlte sich ein wenig wie eine durchnässte Ratte und wusste, dass sie wahrscheinlich auch so aussah. Sie schüttelte die Nässe von ihrem Rock und schob ihre feuchten Locken zurecht.

„*Bonjour, Madame!*“ Sie lächelte die Frau hinter der Theke an und gab ihre Bestellung auf. Sie war froh, dass das Café nicht übermäßig voll war.

Mit zwei Beignets auf einem Teller und zwei, die sie zum Mitnehmen hatte einpacken lassen, sowie einer Tasse Kaffee suchte sie sich einen leeren Tisch. Ein Kunde, der vor ihr hier gesessen hatte, hatte die Tageszeitung liegen lassen. Sie überflog die neuesten Nachrichten und genoss dabei ihr Gebäck und ihren Kaffee. Als niemand sie beobachtete, schleckte sie sich den Puderzucker von den Fingern.

Nach einer Weile faltete sie die Zeitung zusammen und genoss den Rest ihres Kaffees. Sie wischte sich den Puderzucker von ihrem Schoß, aber der schwarze Stoff ihres einzigen Trauerkleides gab den weißen Staub nur widerwillig wieder her. War es wirklich schon ein halbes Jahr her, seit ihre Mutter gestorben war? Es kam ihr viel länger vor und gleichzeitig, als wäre es erst gestern gewesen.

Als sie sah, dass sich der Regen gelegt hatte, trat sie in einem gemütlichen Tempo den Heimweg an. Sie war überrascht, wie schnell die Abenddämmerung sich über die Stadt legte und wie warm und schwer die Luft immer noch war. Sie konzentrierte ihre Gedanken darauf, welches Kunstwerk ihr Vater in ihrer Abwesenheit vielleicht verkauft hatte, falls er überhaupt eines verkauft hatte.

Sie dachte an ihre *Jardins de Versailles*, wusste aber, dass das Bild noch mindestens einen oder zwei Tage in Sicherheit war. Denn ein Gemälde von François-Narcisse Brissaud, eines hoch geschätzten „Pariser Meisterekünstlers“, dessen Bilder sehr begehrt waren, konnte schlecht in einer Galerie in New Orleans verkauft werden, solange die Ölfarbe noch bei jeder Berührung klebte.

Die meisten ihrer Kunden kamen in die Galerie und verlangten Kopien von berühmten Gemälden. Wenn Papa Geld von ihnen bekam, kam sie ihren Wünschen gern nach und signierte das Bild mit ihren eigenen Initialen. Mehr erlaubte er ihr nicht. Die Amerikaner schienen alles zu lieben, was aus Europa kam, und eine gut gemachte Kopie eines Werks von einem anerkannten europäischen Künstler war sehr in Mode.

Diese Bilder zu malen störte sie nicht. Es machte ihr sogar Spaß. Denn diese Menschen *wussten*, dass sie eine Kopie kauften. Kein Original.

Aber wenn jemand kam und ein Werk des großen Künstlers François-Narcisse Brissaud kaufte, dessen Stil ihre Mutter unermüdlich studiert und nachzuahmen gelernt hatte, genauso wie Claire, glaubte der Kunde, er erhalte etwas von wirklichem Wert.

Aber in Wahrheit war der Name des Künstlers auf der Leinwand genauso falsch wie die Dokumente, die ihr Vater und Onkel Antoine fälschten und die die angebliche Echtheit des Gemäldes bezeugten. Was sie machten, war unrecht. Das wusste sie genau. Es war Diebstahl.

Sie verstand nie, *warum* ihre Mutter sich bereit erklärt hatte, das zu machen. *Maman* hatte das nie verraten und Claire hatte sie auch nie gedrängt, auch nicht am Ende. Das schien irgendwie eine triviale Frage zu sein, als das Leben ihrer Mutter schmerzlich und mit Gewissheit dem Ende entgegengegangen war.

Sie erinnerte sich immer noch daran, wie sie vor einigen Jahren zum

ersten Mal ein Landschaftsbild gesehen hatte, das ihre Mutter gemalt hatte, das aber einen fremden Namen getragen hatte. Sie war damals elf gewesen und hatte gedacht, jemand hätte einen Fehler gemacht. Oder dass dieser Mann – wer auch immer er war – das Bild ihrer Mutter nachgemalt hätte.

Kurze Zeit später war sie in mehrere Internate geschickt worden. Aber mit siebzehn hatte sie die Wahrheit gewusst. Und als ihre *Maman* zu krank geworden war, um einen Pinsel halten zu können, hatte Claire ihr erstes Bild und den Namen François-Narcisse Brissaud unten in der Ecke gefälscht, während ihr Vater hinter ihr gestanden hatte.

Die schwere Last, die ihre Mutter so viele Jahre lang getragen hatte, war auf sie übergegangen. Und die *Verantwortung*, wie ihr Vater es bezeichnete, lag schwer und erdrückend auf ihren Schultern.

Mit jedem Schritt, der sie ihrem Zuhause näher brachte, spürte sie, wie sie sich innerlich anspannte.

Wenn sie von der Galerie und von ihrem Vater fort war, fühlte sie sich fast wie ein anderer Mensch, der ein unbeschwertes Leben führte. Sie wünschte sich so sehr, sie könnte wirklich ein anderes Leben führen. Sie musste eine Möglichkeit finden, ihn dazu zu bringen, ihr zuzuhören und sie zu verstehen.

Zu ihrer Überraschung musste sie nicht lange nachdenken, was sie sagen wollte. „*Papa, ich habe beschlossen, dieses Bild von Versailles zu behalten. Ich bezahle es dir, wenn du darauf bestehst.*“ Sie wusste allerdings nicht, wie sie das anstellen sollte. Ihr Vater regelte die Finanzen, und die Einnahmen durch die Galerie waren in den letzten Monaten spärlich gewesen, wie er ihr wiederholt erklärt hatte, obwohl er immer wieder Bilder verkaufte. „*Aber ich will es behalten. Und vor allem muss ich dir sagen, dass ich nicht länger mehr mitmache. Ich male, was du willst, solange mein Name unten auf der Leinwand steht.*“ So. Sie atmete aus. Die Worte kamen ihr so leicht in den Sinn, wenn sie nicht vor ihm stand, wenn er sie nicht finster anschaute.

Sie trat durch die Küche ein. Das Gebäude war still, und eine schmerzliche Enttäuschung regte sich in ihr. War Onkel Antoine schon wieder gegangen? Hatte sie ihn verpasst?

Sie legte ihre Handtasche zusammen mit der Tüte mit den Beignets auf den Küchentisch. Sie musste anfangen, das Abendessen zu kochen, aber sie hatte keinen Hunger. Doch sie wusste, dass Papa Hunger hatte.

Sie öffnete die Tür zur Galerie und schaute hinein. Ein einziger Kerzenleuchter brannte auf einem Sekretär und warf ein flackerndes Licht an die Wand, während der Rest des Raums im Schatten und Zwielflicht lag. „Papa?“

Sie stellte fest, dass die *Duchesse d'Orléans* – eine Reproduktion von Alexandre-François Caminades Original, das sie vor zwei Monaten gemalt und mit *ihren* Initialen signiert hatte, nicht mehr auf der Staffelei stand. Das Podest daneben, auf dem *Nydia, das blinde Blumenmädchen aus Pompeii* gestanden hatte, eine kleine Originalstatue von Randolph Rogers, einem anerkannten Bildhauer und ihrem persönlichen Lieblingsbildhauer, war ebenfalls leer.

Offensichtlich war es ein sehr einträglicher Nachmittag gewesen.

Sie hatte Papa kritisiert, als er die Rogers-Statue gekauft hatte. Es war ein viel zu teures Stück, um es zu kaufen, ohne schon einen Kunden dafür zu haben, aber er hatte die Statue trotzdem gekauft und gesagt, es wäre weise, hin und wieder ein echtes Original in der Galerie zu haben. Und jetzt sah es so aus, als hätte er diesmal eine kluge Entscheidung getroffen und die Statue innerhalb von nur einer Woche verkauft.

Sie schüttelte den Kopf und drehte sich um, um ihn zu suchen. Wie selbstzufrieden er jetzt sicherlich war und sie wieder daran erinnern würde, dass er ...

Etwas knirschte unter ihrem Stiefel. Sie schaute auf den Boden. Glascherben.

Dann hörte sie ein tiefes Stöhnen, das von irgendwo hinter der Tür kam.

Langsam versetzte sie der Tür einen Stoß. Das Quietschen der Türangeln war in der Stille viel zu laut. Ihre Augen brauchten einen Moment, um sich an das dämmrige Licht zu gewöhnen. Dann sah sie ihn auf der anderen Seite des Raums mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden liegen.

„Papa.“ Sie lief zu ihm. Bei jedem ihrer Schritte knirschten die Glascherben unter ihren Stiefeln. „Papa, geht es dir gut?“ Sie beugte sich über ihn und rüttelte an seiner Schulter. Keine Antwort. „Ich bin es, Papa. Claire. Kannst du mich hören?“

Sein Atem klang mühsam, als habe er starke Schmerzen.

Mit Mühe drehte sie ihn, so vorsichtig sie konnte, auf den Rücken. Er stöhnte, und sie zuckte zusammen, da sie fürchtete, dass sie seine

Schmerzen nur noch vergrößerte. Sie schob sich die Haare zurück, damit sie ihr nicht ins Gesicht fielen, und fühlte etwas Feuchtes an ihren Händen, etwas Klebriges.

Sie schaute nach unten und hatte das Gefühl, der Raum drehe sich um sie.

Ein dunkler Fleck hatte die Vorderseite des Hemdes ihres Vaters getränkt, die gleiche Farbe, die jetzt von ihren Handflächen tropfte. Ihr wurde schwindelig. Obwohl ihr vor dem graute, was sie finden würde, zog sie den Saum seines Hemdes aus seiner Hose und entdeckte eine klaffende Wunde in seinem Unterleib. Aus dem Blutverlust zu schließen, war es eine tiefe Wunde. *Oh, Papa.*

„Mach die Augen auf“, flüsterte sie, während ihr das Herz bis zum Hals schlug. „*Bitte*, mach die Augen auf.“

Er tat es nicht.

Sie rannte zur Kommode und schnappte sich einen Stoß frischer Poliertücher aus einer unteren Schublade, dazu den Kerzenleuchter. Sie musste Druck auf die Wunde ausüben, so viel wusste sie. Der Schein des Kerzenlichts folgte ihren Bewegungen und flackerte über die weinrot tapezierten Wände. Überall, wohin das Licht fiel, nahm der Raum einen rötlichen Schein an.

Ihr Blick fiel auf etwas. Claire erstarrte.

Sie kniff die Augen zusammen, hob den Kerzenleuchter höher und wollte sich vergewissern, dass das, was sie sah, beziehungsweise das, was sie nicht sah, die Wirklichkeit war. Und es stimmte tatsächlich.

Jedes einzelne Kunstwerk in der Galerie war verschwunden.